

# „Viele Juden waren zu Marta und Maria gekommen, um sie zu trösten“

JOHANNES 11

von Michael Theobald

Trauernde zu trösten gilt im Judentum bis heute als kostbares Liebeswerk. Auch Marta und Maria in Bethanien bei Jerusalem empfangen es. Der Tod ihres Bruders war zwar absehbar, dennoch ist sein Eintritt – wie jeder Tod – für beide ein herber Schlag. Einige Tage zuvor hatten sie noch Jesus von weit her rufen lassen – er hielt sich am jenseitigen Ufer des Jordans auf – in der Hoffnung, er könne ihren todkranken Bruder heilen. Aber er zögerte sein Kommen hinaus, und als er endlich eintrifft, liegt Lazarus schon vier Tage im Grab.

18 Bethanien war nahe bei Jerusalem, etwa fünfzehn Stadien entfernt.

19 Viele von den Juden aber waren zu Marta und Maria gekommen, um sie zu trösten wegen des Bruders.

20 Als Marta nun hörte, dass Jesus kommt, ging sie ihm entgegen, Maria aber blieb im Hause sitzen.

21 Da sprach Marta zu Jesus:

Herr, wenn du hier gewesen wärest,  
wäre mein Bruder nicht gestorben.

22 Aber auch jetzt weiß ich:

Alles, worum du Gott bittest, wird Gott dir geben.

23 Spricht zu ihr Jesus:

Dein Bruder wird auferstehen.

24 Spricht zu ihm Martha:

Ich weiß,  
er wird auferstehen bei der Auferstehung am letzten Tag.

25 Sprach zu ihr Jesus:

Ich bin die Auferstehung und das Leben.  
Wer an mich glaubt,

auch wenn er stirbt,  
wird leben.

26 Und jeder, der lebt und an mich glaubt,  
wird nicht sterben in Ewigkeit.  
Glaubst du das?

27 Marta sagte zu ihm:  
Ja, Herr, ich glaube,  
dass du der Messias bist,  
der Sohn Gottes,  
der in die Welt kommen soll.

Zwei Schwestern, zwei Temperamente, zwei Einstellungen zum Tod. Marta springt auf und löst sich aus der Lähmung der Trauer, als sie von Jesu Kommen hört, Maria bleibt „im Hause *sitzen*“ (so wörtlich der griechische Text, anders die Einheitsübersetzung). Das heißt: Maria verharrt in der Haltung, die für die vom Tod Getroffenen so kennzeichnend ist. Bedrückend stehen uns noch die Bilder der nach dem furchtbaren Erdbeben vom Januar auf Haiti lange Zeit völlig traumatisiert auf dem Boden kauern den Überlebenden vor Augen. Von den drei Freunden des Ijob, die kamen, „um ihm ihre Anteilnahme zu bekunden und ihn zu trösten“, heißt es: „Sie saßen bei ihm auf der Erde sieben Tage und sieben Nächte; keiner sprach ein Wort zu ihm. Denn sie sahen, dass sein Schmerz sehr groß war“ (Ijob 2,11.13).

Zur Zeit Jesu war das „Trauersitzen“ Teil der jüdischen Klageriten. Sieben Tage nach der Beerdigung saß die Familie *Schiwa* (= rituelles Trauersitzen) und empfing die kondolierenden Gäste. Sie konnte dies, weil ihre Nachbarn und Freunde sie mit Speise und Trank versorgten (vgl. bereits Jer 16,7). Die rituelle Regelung der Trauerzeit hatte im Judentum entlastende Funktion. Sie half und hilft bis heute, dass die im Bann des Todes Stehenden Schritt für Schritt ins Leben zurückfinden.

Zum Besuch im Trauerhaus gehört auch, dass die Ankömmlinge durch Sprechen der *Birkath Abelim* – des Segens über die Trauernden – Trost aus dem Glauben heraus spenden. Der Evangelist sagt nicht, wie die aus dem nahen Jerusalem gekommenen Juden – über ihre einfache Präsenz hinaus – die beiden Schwestern noch trösteten. Da es sich nach seiner Vorstellung aber wohl um pharisäische Juden handelt (vgl. Joh 11,46f. u.ö.), dürfen wir annehmen, dass sie mit ihren Worten den Blick der beiden Schwestern auf die Auferstehung der Toten am Ende der Zeit lenkten. Jedenfalls lässt der Evangelist Marta kurz darauf zu Jesus sagen: „Ich weiß, dass mein Bruder auferstehen wird bei der Auferstehung am letzten Tag“ (V.24). Es ist bemerkenswert, wie positiv der

Evangelist in Joh 11 „die Juden aus Jerusalem“ zeichnet, obwohl er sonst so harsch über sie redet und laufend dem Eindruck Vorschub leistet, die Jesus anhängenden Menschen – wie hier die drei Geschwister – gehörten nicht zur Judenschaft.

Dennoch verläuft auch durch unsere Erzählung eine Bruchlinie: Jesus betritt das Haus der Geschwister *nicht*, er macht um das Trauerhaus einen Bogen, um es erst nach Tagen zu betreten und zu Tische zu liegen mit seinen Freunden (Joh 12,1–8) – jetzt in einem Haus, das vom Duft des Lebens erfüllt ist (Joh 12,3), nicht vom Geruch des Todes (vgl. Joh 11,39). Und Marta, als sie vom Kommen Jesu nach Bethanien hört, bleibt nicht im Kreis der frommen und gutwilligen Juden aus Jerusalem sitzen, sondern trennt sich von ihnen (vgl. auch 11,28), um Jesus entgegen zu gehen, der ihren Blick radikal umkehren wird: weg von einer fernen Zukunft hin zum Hier und Jetzt, weg von einer unbestimmten Hoffnung auf die Auferstehung der Toten am Ende der Zeit hin zu sich selbst: „*Ich* bin die Auferstehung und das Leben“.

## Jesus als Katechet

Das Gespräch, das sich zwischen beiden entwickelt, ist wahrhaft katechetisch: Schritt für Schritt führt Jesus die Frau zur Glaubenserkenntnis. Er kann dies, weil sie sich angesichts des scheinbar Unabänderlichen doch für alles offen zeigt. Sie äußert zwar gegenüber Jesus ihre Trauer über die verpasste Chance einer Heilung ihres Bruders durch ihn als Krankenheiler: „Herr, wärest du hier gewesen, dann wäre mein Bruder nicht gestorben“. Dann aber richtet sie umgehend den Blick in die Zukunft: „Aber auch jetzt weiß ich: *Alles*, worum du Gott bittest, wird Gott dir geben.“ Sie verzichtet auf jede konkrete Bitte an ihn, doch zeigt sie sich offen für den je größeren Gott und seine ungeahnten Möglichkeiten, wenn sie Jesus als vollmächtigen Beter anspricht, der eins ist mit dem Vater (Joh 10,30). Als Jesus ihr daraufhin zusichert: „Dein Bruder wird auferstehen“, hört sie das – wie sollte sie es auch anders? – auf dem Hintergrund ihres eigenen jüdischen Glaubenswissens: „Ich weiß, er wird auferstehen bei der Auferstehung am letzten Tag.“ Dies greift Jesus auf, wendet es aber um, indem er von sich sagt, *er* verkörpere das ewige Leben, und wer an *ihn* glaube, hätte Anteil am wahren Leben, ob er (wie Lazarus) nun gestorben sei oder ob er „lebe und glaube“. Die Beziehung zu ihm sei *das* Leben.

Diese Worte sind unerhört, ja in der Situation der Trauer sogar anstößig, denn sie erklären die erschreckende Mauer des Todes schlicht für wesenlos, nicht-existent. Jenseits der scheinbar unentrinnbaren Alternative *Leben* oder *Sterben* – ein Drittes gibt es nicht! – erklärt der johanneische Jesus: Doch, es gibt ein Drittes, das jene Alternative entdramatisiert, ja relativiert: Es ist der

Glaube an ihn, der eine Beziehung stiftet, die auch im Sterben hält und über den Tod hinaus trägt. Der Glaube an ihn nimmt den Menschen in seine *eigene* Beziehung zu Gott hinein, die die des Sohnes zum Vater ist, und birgt ihn in ihrer Gemeinschaft (vgl. Joh 20,17). „Glaubst du das?“ fragt er Marta, und die Frau legt ein Glaubensbekenntnis ab, das dem des Simon Petrus in Mt 16,16 in nichts nachsteht.

## Christliche Trauerkultur

Das im Anschluss an dieses Gespräch – das Herzstück von Joh 11 – erzählte Wunder der leibhaften Erweckung des Lazarus ist nach diesen Worten eigentlich überflüssig. Was wir gelesen haben, ist auch eine Anfrage an unsere christliche „Trauerkultur“. Diese hat ihre Mitte in der Liturgie, der Eucharistiefeyer (mit der Lazarusperikope als wichtigem Text) samt Beerdigungsritus, dem „Sechswochenamt“ und dem Jahresgedächtnis – alles Stufen der solidarischen Begleitung der Trauernden vom Stehen (und Sitzen) mit ihnen im Angesicht des Todes zurück ins Leben, was mit der jüdischen „Kultur des Tröstens“ vergleichbar ist. Aber wir haben diese „Kultur“ auch mit Leben zu erfüllen (gerade heute angesichts der Konkurrenz professioneller weltlicher „Anbieter“ im Abschiedsgeschäft) im Vertrauen auf die große spirituelle Kraft der eigenen jüdisch-christlichen Tradition.

Gewiss gibt es Situationen, in denen uns die Worte ausgehen und wir schweigen müssen, weil das Leid übergroß ist (wie die Freunde in Ijob 2,13), und dann hilft nur noch das Geschenk der Anwesenheit, des Besuchs, des Zuhörens. Auch gibt es unscheinbare leibliche Gesten (ich vergesse nie die Frau aus unserer Gemeinde, die uns am Tag nach dem plötzlichen Tod meines Vaters einen selbstgebackenen Kuchen vor die Tür stellte, um wortlos wieder zu verschwinden). Getragen ist dies alles – ausgesprochen oder nicht – vom Glauben an den Gott des Lebens und seinen Sohn Jesus Christus, der – johanneisch gesprochen – in seinem Sterben für uns den Weg zum Vaterhaus geöffnet hat (Joh 14,1–3 etc.). Hier und jetzt schon, so meint der vierte Evangelist, erfüllt uns dieser Glauben an Jesus mit dem wahren Leben, dessen Geschenk uns zum Tod, aber auch wieder zum Leben Ja sagen lässt – „der Herr hat gegeben, der Herr hat genommen; gelobt sei der Name des Herrn“ (Ijob 1,21).

Michael Theobald

geb. 1948 in Köln; Promotion 1979 in Bonn, Habilitation 1985; 1985–1989 Professor für Biblische Theologie an der Freien Universität Berlin, seit 1989 Ordinarius für Neues Testament an der Kath.-theol. Fakultät der Universität Tübingen.

Michael Theobald, *Das Evangelium nach Johannes*. Kapitel 1–12 (Regensburger Neues Testament), Regensburg 2009, S. 708–746.